

Der Zoodirektor erzählt

Siebente Folge

75 Pfennig

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Druck: Union Verlag und Druckerei (VOB) Dresden - VOB Union

„Contax D“, eine Kleinbildspiegelreflex
mit besonderer Eignung für Tieraufnahmen
Aufnahmen: Wolfgang Ullrich (13), Kurt Wolf (2)
III-9-19 It 16641 555 825



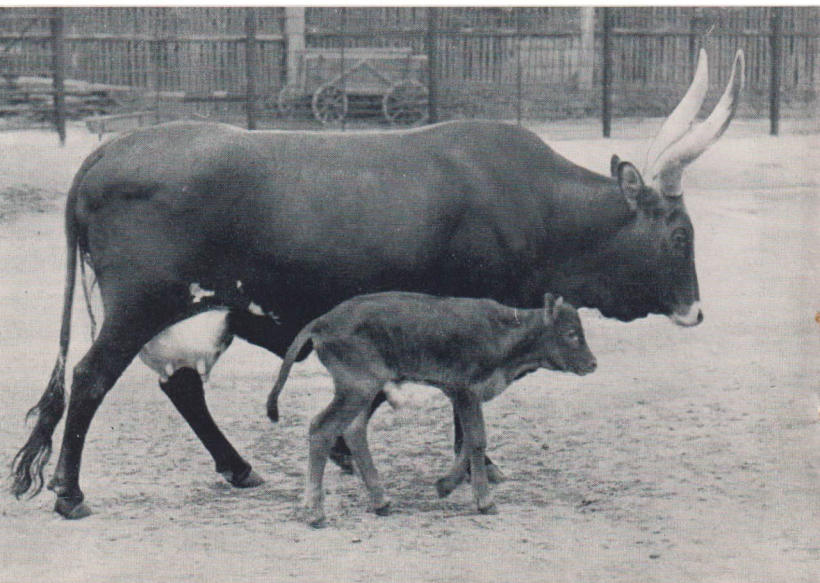
Der Zoodirektor erzählt

von Wolfgang Ullrich

Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

Inhalt	Ein Antilopenkind kommt zur Welt
	Nun wächst das leichte Sommerfell
	Wer die Wahl hat...
	... hat die Qual
	Lämmer zum Osterfest
	Einer hilft dem anderen
	Wilde Tiere im alten Dresden
	Tierstraßen in freier Wildbahn
	Die Ölpest — Gefahr für alle Seevögel!
	Noch einmal gutgegangen
	Robben

Watussiku mit drei Tage altem Bullenkälbchen. Typisch sind die weitausladenden riesigen Hörner, die eine Länge bis zu 1,35 m erreichen können



Ein Antilopenkind kommt zur Welt

Mit besonderer Spannung sahen wir in den letzten Tagen der Geburt eines Elenantilopenkälbchens entgegen. Als das wunderschöne Paar Elenantilopen im Frühling dieses Jahres eintraf, wurde der Bulle sofort von der bereits trächtigen Kuh getrennt. Die Geburt war — nach den Berichten der Tierpfleger, die im Zoo Hannover Antilopen betreut hatten — für den 5. Mai vorausberechnet worden. Als jedoch der 5. Mai herankam, zeigten sich noch keine Merkmale, die auf eine baldige Geburt hindeuten könnten. Tag um Tag verging, ohne daß etwas geschah. Endlich am 18. Mai war es soweit. Um 16 Uhr meldete der Tierpfleger des Huftierrevieres, daß die Geburt beginnt. Das Haus wurde sofort für die Besucher abgesperrt. Vorsichtig lugten wir durch ein kleines Fenster in der Tür und sahen, daß die kleinen, noch weichen Hufe bereits herausgetreten waren. Die Antilopenkinder kommen mit den Vorderbeinen und dem Kopf zuerst zur Welt. Noch stand die Antilopenkuh und knabberte an einem Bündelchen Heu herum. Nach einer halben Stunde legte sie sich und starke Wehen setzten ein. Aber die Geburt wollte nicht vorangehen. Wieder stand die Antilope auf, lief ruhig im Stall umher und fraß ein wenig. So verging die erste Stunde. Dann aber ging es schnell. Wieder hatte sich die Antilopenmutter gelegt und jetzt trat langsam das Köpfchen hervor, noch ganz in die Fruchtblase eingehüllt. Man konnte durch die dünne Haut die Bewegung der Nüstern des Antilopenkindes sehen. Wenige Minuten später lag das Kind bereits im Stroh.

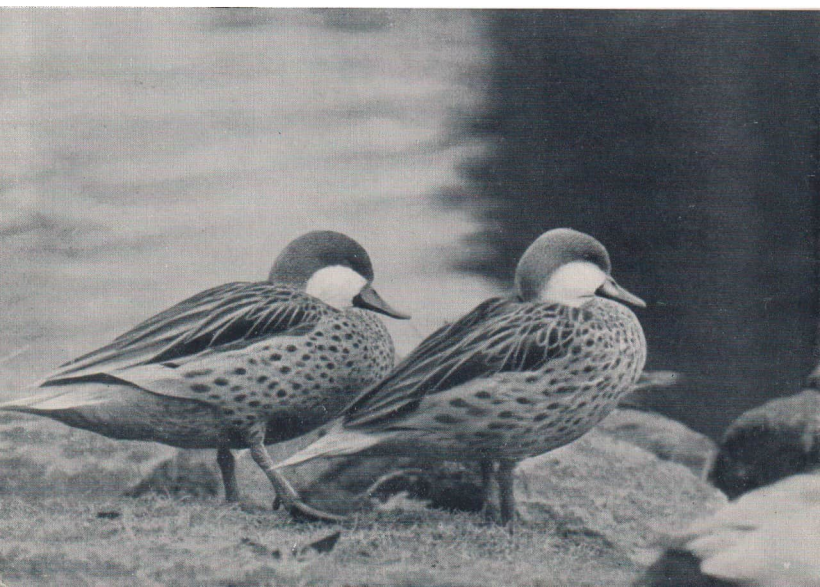
Es war 17.45 Uhr. Sofort stand die Mutter auf und leckte ihr Kind ab, wobei sie — wie das auch bei Pflanzenfressern üblich ist — die Fruchtblase auffraß. Naß und erschöpft lag das Kind am Boden. Aber schon bald machte es die ersten Versuche, sich aufzurichten. Das Köpfchen kam hoch und schaute mit den großen schwarzen Kinderaugen seine Mutter an. Die Ohren erschienen uns riesig groß. Bald war es von der Mutter völlig trocken geleckt. Jetzt — bereits 15 Minuten nach der Geburt — begann es auch ernstliche Versuche zu unternehmen, auf die Beine zu kommen. Zuerst stellte es sich auf die Hinterbeine. Aber es war noch schwierig, das Gleichgewicht zu halten, und der Versuch endete mit einem Purzelbaum. Bereits der vierte Versuch führte zum Erfolg. Wenn auch nur wenige Sekunden, aber es stand auf den langen, dünnen Beinchen. Dann kippte es seitlich um. Das war 30 Minuten nach der Geburt. Es dauerte keine fünf Minuten, da stand es schon wieder, hielt das Gleichgewicht, lief zur Mutter und begann nach dem Milchquell zu suchen. Allerdings noch an der falschen Stelle, nämlich zwischen den Vorderbeinen. Wir hatten inzwischen die Tür weit geöffnet. Die Mutter verhielt sich völlig ruhig. Zur Belohnung für die überstandenen schweren Stunden gaben wir ihr einige Möhren, die sie auch sofort mit großem Appetit verzehrte. Währenddessen suchte das Kind weiter nach dem Euter. Wie es bei dem bekannten Kinderspiel „Ich sah etwas, was du nicht siehst“ geübt wird, riefen wir dem Antilopenkind je nachdem, ob es sich dem Euter näherte oder wieder entfernte, „heiß“ oder „kalt“ zu. Endlich nach einer weiteren halben Stunde hatte es den mütterlichen Milchquell gefunden und begann zu trinken. Damit war für uns die erste Aufregung überstanden. Mutter und Kind fühlten sich offensichtlich wohl. Als wir den Vater in den

späten Abendstunden in den Nebestall ließen, lief er, ohne seinem Sohn nur einen Blick zuzuwerfen, sofort zum Futtertrog. „So sind die Männer“, sagte eine Tierpflegerin, und wir ergänzten „im Tierreich, Kollegin!“

Bereits am nächsten Morgen wurde mir eine weitere freudige Nachricht überbracht: Die Schwanenmutter hat vier kleine Schwänchen ausgebrütet. Das war ein schöner Erfolg, ausgerechnet am Himmelfahrtstag. Da fiel natürlich für den Schwanenvater die Herrenpartie aus, denn Schwanenmänner beschützen und bewachen ihre Familie und lassen keinen Fremden in ihr Brutgebiet. Das war am Vormittag, und in den Mittagsstunden kam die Nachricht, daß die Watussikuh kalbt. „Aber, das Kind liegt falsch, es kommt zuerst mit den Hinterbeinen“, sagte der Tierpfleger. Ob es wohl gut gehen wird? Abwarten. Und es ging gut, trotz der falschen Lage. Eine Stunde später war auch dieses Tierkind zur Welt gekommen, und eine weitere halbe Stunde später stand das Watussikälbchen auf seinen wackligen Beinen.

Zwei Tage später brachte die Javaneräffin Resi ein Affenkind — männlichen Geschlechts — zur Welt. Ist denn das Jahr 1955 ein Jungenjahr? Wir sind aber trotzdem sehr zufrieden. Zum Pfingstfest werden die Zoo-besucher jedenfalls von zahlreichen Tierkindern begrüßt.

Durch weiße Wangenflecken und einen leuchtend orangeroten Fleck auf dem Schnabel zeichnen sich die Bahamaenten aus



Nun wächst das leichte Sommerfell

Mit großen Schritten hat der Frühling auch im Dresdner Zoologischen Garten seinen Einzug gehalten. Während Büsche und Bäume noch vor kurzem fast kahl waren und auch die gelben Knospen der Forsythie nicht aufzubrechen wagten, ist in wenigen Tagen alles grün geworden. Stiefmütterchen, Rhododendron, Tulpen und Gartenazaleen verschönen mit ihren Blüten die Anlagen.

Aber auch die Tiere haben lange schon auf die ersten warmen Sonnenstrahlen gewartet. Auch sie bereiten sich auf den Sommer vor. Viele von ihnen vertauschen den wolligen Winterpelz mit dem leichten Sommerfell. Wenn man in den Frühlingstagen die Kamele betrachtet, so möchte man meinen, daß sie von der Räude befallen sind. In dicken Flocken fällt die Wolle aus dem Fell und hat an manchen Stellen den spärlichen, dünnen Haaren des Sommerfells Platz gemacht. Auch die Damhirsche beginnen ihr graubraunes unansehnliches Winterfell mit dem rostroten und weißgefleckten Sommerkleid zu vertauschen. Das neue Geweih des Rothirsches ist, nachdem das Geweih des vergangenen Jahres im Februar abgeworfen worden war, schon wieder in seiner Entwicklung weit vorangeschritten, wird aber immer noch von einer stark durchbluteten, mit vielen kleinen Härchen besetzten Haut umgeben. Auf dem Kopf des im vergangenen Jahr zur Welt gekommenen Junghirsches zeichnen sich kleine Buckel ab, die ersten Anlagen des Spießergeweihs, das er in diesem Jahr tragen wird. Aber nicht nur Tiere unserer heimischen Gebiete legen ein Winterfell an. Auch mancher Gast aus den heißen Tropen paßt sich unserem Klimabereich durch die Ausbildung eines dichteren Felles im Winter an, wie das zum Beispiel unsere Zebras beweisen.

Der Beginn des Frühlings gestattet es auch, daß manche Zootiere, die den Winter in warmen Häusern verbrachten, wieder auf ihre Freianlagen umsiedeln können. So haben die Flamingos, Kronenkräniche, Schwarzstörche, Jungfernkraniche und andere Stelzvögel ihr frostfreies Winterquartier im Geierfelsen mit der großen Stelzvogelwiese vertauscht. Endlich hatten sie Gelegenheit, sich wieder einmal ausgiebig die Beine zu vertreten. Mit ausgebreiteten Schwingen rennen sie über die große Wiese, und nicht selten kommt es vor, daß der Wind sie dabei unterstützt und über den Maschendrahtzaun hinwegträgt. Dann stolzieren sie frei auf den Wegen des Zoologischen Gartens und bleiben aber in der Nähe der Stelzvogelwiese, auf der sich ihre anderen Artgenossen befinden, die den Sprung über die Absperrung nicht gewagt haben. Die Pelikane sind ebenfalls umgesiedelt. Sie bewohnen jetzt den Ententeich am Flugkäfig der Raubvögel und fühlen sich dort offensichtlich sehr wohl. Das ist auch nicht verwunderlich, denn im Teich leben zahlreiche Fische, auf die sie jetzt genauso wie in freier Wildbahn Jagd machen können. So sieht man sie oft stundenlang mit ihren großen Schnäbeln und dem geblähten Hautsack am Unterschnabel den Teich abfischen. Leider sind sie gegenüber den kleineren Mitbewohnern, den Zier- und Moschusenten des Teiches nicht sehr freundlich und stellen ihnen nach.

Besonders begrüßt aber wird die warme Jahreszeit von den Affen, die nun endlich wieder viele Stunden lang ihre Außenkäfige beziehen können. Neue Kletterbäume, die wir in die Käfige setzten, werden eingehend unter-

sucht, die Rinde abgerissen und unter ihr manches Insekt entdeckt. In den Mittagsstunden, wenn die Sonne besonders warm scheint, legt sich der Wollaffe auf den höchsten Ast und läßt sich die Strahlen auf das Fell scheinen, während die Rhesusaffen dicht aneinandergedrängt auf den sonnenbeschienenen Plätzchen sitzen, die Augen geschlossen und den Kopf der Sonne zugewandt.

Der Frühling ist aber auch die Zeit der Brut unseres Teichgeflügels. Täglich werden die Brutapparate kontrolliert, die Eier gedreht und die geschlüpften Küken in die Aufzuchtkästen gebracht, wo sie in den ersten Tagen mit Infrarotstrahlern gewärmt, später aber dann auf die Wiese zu den anderen Hühner- und Entenkindern gesetzt werden. Die Braunbärenbabys haben die dunklen Wochenstuben, in denen sie zur Welt kamen, verlassen und von ihren Müttern Abschied genommen. Auf der Bärenspielanlage toben sie miteinander umher zur Freude aller Besucher, die sich an den tollpatschigen Bewegungen der kleinen Petze erfreuen. Auch die Löwenkinder sind von ihren Müttern getrennt worden und bewegen sich frei im großen Löwenkindergarten, wo sie die erste Bekanntschaft mit den Menschenkindern machen, auf deren Schoß sie fotografiert werden.

So ist der Frühling wohl die schönste Zeit, die man sich zu einem Zoo-besuch auswählen kann.

Wer die Wahl hat...

Ich sitze im Interzonenzug Berlin—Marienborn—Helmstedt—Hannover. Langsam fährt der Zug in den Kontrollpunkt ein. Ich zeige die Personalbescheinigung vor und lasse meine Contax und die beiden Teleobjektive eintragen. Ohne Photoapparat fahre ich nie, denn beim Tierkauf gibt es immer interessante Dinge zu fotografieren. Gute Reise! Die Tür des Abteils schließt sich, und langsam rollt der Zug wieder ab. Ich bin müde von der langen Reise, und als ich aufwache, ist Hannover nicht mehr weit. Nach einem kurzen Aufenthalt im Hotel bin ich schon im Zoo von Hannover. Was gibt es Neues? Afrikanische Elefanten sind im Herbst vergangenen Jahres eingetroffen! Die muß ich mir sofort ansehen. Ich hatte mir ohnehin vorgenommen, einen Spielgefährten für unsere „Carla“, die indische Elefantenkuh zu kaufen. Wenn ich einen afrikanischen jungen Elefanten haben könnte, wäre das sehr schön, denn afrikanische Elefanten sind bedeutend seltener in Zoologischen Gärten zu sehen — aber sie sind auch teurer.

Ich stehe im Elefantenhaus. Hinter dicken Gitterstäben stehen vier Elefanten. Eine erwachsene indische Elefantenkuh ist bereits an einen Zirkus verkauft. Der kleine, etwa dreijährige indische Elefant neben ihr — auch ein Weibchen — ist noch zu haben. Im Nachbarkäfig befinden sich zwei afrikanische weibliche Elefantenkinder. Mit ihren riesigen Ohren und der tiefgefurchten Haut sehen sie wie alte Mummelgreise aus. Sind sind noch sehr jung. Die kleinen Rüssel packen das Heu und stopfen es ins Maul. Hin und wieder boxen sie sich. Futterneid! Soll ich das Risiko wagen? In Gelsenkirchen steht noch ein afrikanischer Elefant, wird mir gesagt.

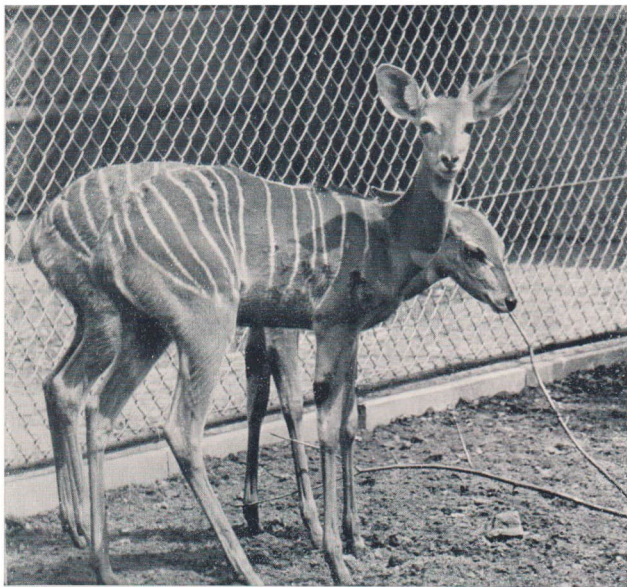
Er ist etwa ein Jahr älter als diese beiden hier in Hannover. Ich werde nach Gelsenkirchen fahren und ihn ansehen.

Ein Nashornbule mit einem schönen unverletzten Horn ist auch da. Ruhig liegt er auf seinem Strohlager. Der Tierpfleger geht zu ihm ins Gehege und treibt den faulen Burschen auf. Der Nashornbule ist gutmütig und gestattet es, daß der Wärter sein Gehege betritt. Wir haben in Dresden auch einen Nashornstall. Noch wird er von einem Steppenrind bewohnt. Es wäre sehr schön, wenn in diesem Nashornstall wieder ein solcher Dickhäuter untergebracht wäre. Wir haben auch eine große Freianlage für Nashörner. Also notiere ich: 1,0 Nashorn, über ein Jahr in Gefangenschaft, zahm. 1,0 heißt männliches Geschlecht; 0,1 bedeutet Weibchen. Entsprechend wird ein Pärchen mit 1,1 bezeichnet.

Dann gehe ich zum Antilopenhaus. Eine beachtliche Sammlung seltener Antilopenarten ist der Stolz des Zoologischen Gartens von Hannover. Da sind Addaxantilopen, Wasserböcke, Kudus, Oryx und Elandantilopen. Die beiden Elandantilopen sind tragend. Sie werden im April werfen. Der Bule ist ein Riese. Das wäre ein herrlicher Anblick, ein Pärchen dieser starken Antilopen im Gehege am Eingang unseres Zoos umherwandern zu sehen. Wenn wir sie bald transportieren, könnte die Kuh sogar in Dresden

Die Addaxantilope findet sich oft auf ägyptischen Denkmälern dargestellt





Der kleine Kudu bewohnt Ostafrika. Mindestens zwölf weiße Querstreifen ziehen sich vom Rücken zum Bauch und zeichnen diese Art gegenüber dem großen Kudu, der höchstens neun Querstreifen trägt, aus

werfen. Und dann beginne ich ein wenig zu träumen. Ich sehe unser Antilopenhaus mit Kudas, Elandantilopen, Wasserböcken und Giraffen besetzt. Vielleicht könnten diese Pflanzenfresser sogar aneinander gewöhnt werden und ein Gehege zusammen bewohnen. Aber ich muß ja auch an die Wünsche der anderen Reviere im Zoo denken. Unser Stelzvogelpfleger hat mich so herzlich gebeten, noch einige Flamingos zu kaufen, und die Tierpflegerin im Vogelhaus möchte gern Tukane haben. Auch ist der Seelöwenteich zur Zeit nur mit Pelikanen besetzt, Schnell lenke ich die Schritte zum Gehege der Seelöwen. Eine dicke Eisschicht liegt über dem Wasser. Aber die drei Seelöwen und die Mähnenrobbe fühlen sich trotzdem in dem

eiskalten Wasser sehr wohl. Ich trage auf meinem Zettel 1,1 Seelöwe ein. Gleichzeitig aber melde ich ein dringendes Ferngespräch nach Dresden an. Schon bald habe ich die Verbindung. Unser wissenschaftlicher Assistent, Herr Berger, meldet sich. Ich bitte ihn festzustellen, ob der Dresdner Zoo eine Kühlzelle pachten kann, in der die Futterfische im Sommer aufbewahrt werden können. Er will sich sofort darum bemühen und wird in den nächsten Tagen telegraphische Nachricht geben.

Noch schnell einen Blick ins Affenhaus. Mandrills, Kapuzineraffen, Blau-
maulmeerkatzen, Spinnenaffen und andere Vierhänder turnen in ihren Käfigen umher. Auch ein Schimpanse ist da, ein Weibchen. Aber in Gelsenkirchen sind noch fünf andere Schimpansen. Ich werde mir erst die Schimpansenkinder in Gelsenkirchen ansehen, ehe ich meine Wahl treffe. Aber drei Kapuzineraffen und einen Spinnenaffen könnten wir gut gebrauchen. Und wie sieht es mit Orang-Utans aus? In Singapur — so wird mir vom Tierhändler berichtet — warten vier Orang-Utans auf ihren Abtransport nach Europa. Ob ich ein Pärchen haben will? Ich möchte schon sehr gern wieder diese großen Menschenaffen in Dresden zeigen. Aber sie sind sehr empfindlich. Soll ich es wagen? Ich muß darüber schlafen. Also bis morgen und eine gute Nacht!

...hat die Qual

Am nächsten Morgen geht es in schneller Fahrt nach Ahlfeld, wo sich die Eingewöhnungsstation für die importierten Zootiere befindet. Wie auf einem großen Bauernhof sind Stallungen an Stallungen. Kamele, die Prag geliefert hat. Guanakos — sie kamen mit dem letzten großen Südamerikatransport. Auch ein Tapir war dabei. In den nächsten Wochen soll noch ein weiblicher Tapir dazukommen. Er schwimmt schon auf dem Ozean, sagt der Tierhändler. Hirschziegentantilopen, vier Stück. Sie sind im Gegensatz zu den normalen Formen, die hellbraun gefärbt sind, völlig weiß. Es sind aber keine Albinos. Rote Augen haben sie nicht, wie das bei den richtigen Albinos der Fall ist. Auch zwei junge indische Elefanten sind da und warten auf ihren Käufer. In der Raubtierabteilung finde ich einen schönen großen Jaguar und einen Gepard. Schade, daß unser Raubtierhaus noch nicht fertig ist. Aber im nächsten Jahr werde ich Raubtiere kaufen. Vorläufig müssen wir uns eben noch mit unseren Löwen — es sind 16 Stück — begnügen.

In der Ecke eines kleinen Käfigs hocken Polarfuchse. In einem anderen Käfig sehe ich vier Beuteltiere, die man nicht häufig in Zoologischen Gärten findet: Fuchskusus. Der Kürschner verarbeitet ihren Pelz unter der Bezeichnung „Australischer Opossum“. Ich würde diese seltsamen, an kleine Teddybären erinnernden Beuteltiere gern kaufen, aber unser Affenhaus ist besetzt, und ich wüßte nicht, wo ich sie unterbringen könnte. Außerdem sind sie für die Zoobesucher zu langweilig, denn die Kusos sind ausgesprochene Nachttiere und schlafen den ganzen Tag. Aber den Zoologen interessieren sie sehr. In der ersten Etage des Verwaltungsgebäudes sind zahlreiche exotische Vögel untergebracht: Webervögel, Trupiale, Kar-

dinäle, verschiedene Stare und viele andere befiederte Gäste tropischer Länder. Es zwitschert alles durcheinander.

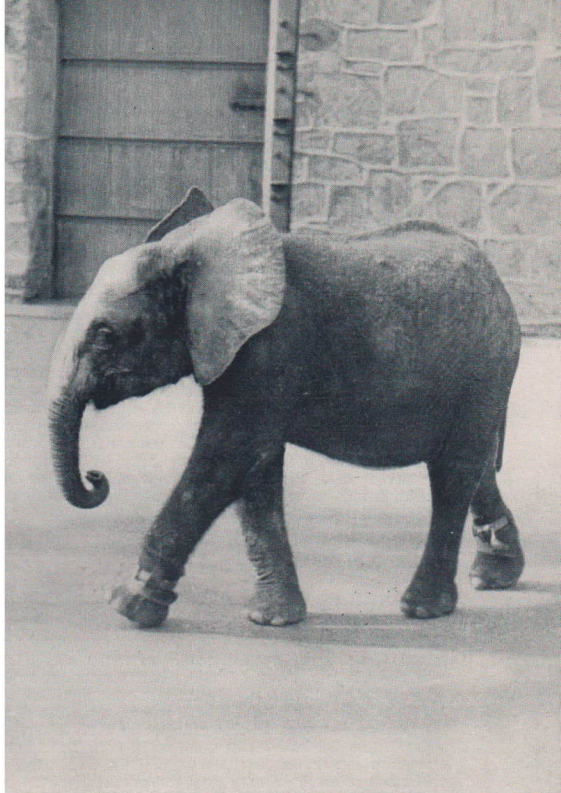
Inzwischen aber vervollständigt sich langsam meine Liste, auf der ich Tiere eingetragen habe, die ich kaufen werde. Elenantilopen, Seelöwen, Tapire, Kapuzineraffen..., so reiht sich Tiername an Tiername und dahinter steht jeweils der Preis. Noch aber fehlt auf dieser Liste der junge Elefant. Also schnell nach Gelsenkirchen.

Das Wetter lädt gar nicht zum Besuch eines Zoologischen Gartens ein. Regen und Schnee wetteifern miteinander. Im Dickhäuterhaus des Gelsenkirchener Zoos sind Elefanten, Nilpferde und Zwergflußpferde untergebracht. „Tembo“, der kleine afrikanische Elefantenbulle, ist etwa 120 Zentimeter groß. Er ist also noch ein Kind. Aber er beherrscht schon eine Anzahl Kunststückchen, womit er sich in jedem Zirkus sehen lassen könnte. Mit seinem kleinen Rüsselchen betastet er mich, gestattet es, daß ich seine Füße genau betrachte und ist überhaupt sehr freundlich zu mir. Er wird sich im Dresdner Zoo bestimmt sehr wohl fühlen, und „Carla“ wird sich freuen, einen Spielgefährten zu erhalten. Vor allem aber, das weiß ich mit Sicherheit, werden ihn die Dresdner Kinder in ihr Herz schließen. Also kommt auch „Tembo“ auf die Liste mit drauf.

Das Zwergflußpferd ist ein Bewohner des Urwaldes. Im Gegensatz zu seinem großen Vetter flieht es bei Gefahr nicht in das Wasser, sondern auf das Land



Junger afrikanischer Elefant



Was gibt es noch zu sehen? Die Schimpansen! — Die dürfen wir nicht vergessen. In der Menschenaffenstation turnen fünf kleine Schimpansenkinder in einem Käfig umher, und daneben sind zwei halbwüchsige Artgenossen untergebracht. Die sollen dressiert werden und später einmal in einem Zirkus arbeiten. Es ist schwer, unter den fünf munteren Menschenaffenkindern zwei auszuwählen. Ein noch sehr kleines Schimpansenmädchen ist dabei. Aber sie ist noch zu jung. Schließlich entscheiden wir

uns für „Hannes“ und „Lore“. Und wieder wird die Tierkaufliste vervollständigt.

Sind auch Rhesusaffen zu haben? Wir möchten unsere Freianlage wieder mit einer größeren Anzahl dieser munteren Äffchen besetzen. Aber Indien hat die Ausfuhr von Affen gesperrt. In Amerika werden mit diesen Affen Raketenversuche gemacht. Die Affen werden in einer Rakete 60 Kilometer hoch in den Weltenraum geschossen und nach Rückkehr untersucht, ob sie organische Schäden erlitten haben. Derartige Versuche widersprechen den ethischen und religiösen Grundsätzen des indischen Volkes. Deshalb also Ausfuhrsperrre. Es wird sehr schwer werden, Rhesusaffen zu bekommen.

Auf der Fahrt nach Osnabrück, wo ich auf Einladung meines Kollegen Dr. Klös im Tiergarten einen Vortrag halten werde, stelle ich die Liste endgültig zusammen. Soll ich mich auch für Orang-Utans entscheiden? Ich will mir sie ansehen, wenn sie eingetroffen sind. —

Inzwischen aber ist das hier Berichtete längst Vergangenheit geworden. Am Karfreitag trafen die Elenantilopen, Seelöwen und die Watussikuh in Dresden ein. Die Orang-Utans haben in den letzten Tagen ihren Flug von Singapur nach Europa angetreten und warten auf meine Entscheidung. Und die anderen Tiere, die ich aussuchte, werden ebenfalls in der nächsten Zeit nach Dresden reisen. Wir beginnen also das Frühjahr mit einem reichen Tierbestand. Hoffen wir, daß uns das Wetter nicht im Stich läßt, damit unsere vierbeinigen Lieblinge aus den fernen Tropen recht oft die Sonne genießen können.

Lämmer zum Osterfest

Das Osterfest ist in unserer Heimat eng verknüpft mit dem Osterhasen und den Ostereiern. Außerdem erwartet das Kind bei einem Zoobesuch in der Osterzeit, daß es auch Osterlämmchen zu sehen bekommt. Wie ist es aber zu erklären, daß der Hase und das Hühnerei beim Osterfest eine so große Rolle spielen? Der Hase ist ein altes Symbol der Fruchtbarkeit. Dasselbe gilt vom Ei. Es gibt ja kein Haustier, das so fruchtbar ist wie das Huhn. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß das Ei zum Wahrzeichen der Fruchtbarkeit wird. Und Fruchtbarkeit für Feld, Tier und Mensch wünschten sich unsere Vorväter, wenn der Frühling in das Land zog. Nicht uninteressant dürfte es in diesem Zusammenhang auch sein, daß in Fezzan — wie Nachtigall berichtet — der Brauch besteht, die Fruchtbarkeit der Frauen zu vermehren, indem man ihnen die getrockneten Eingeweide junger Häschen zu essen gibt.

Aber kehren wir zum Osterlamm zurück. Daß es nicht einfach ist, „Meister Lampe“ im Zoo zu halten, habe ich schon im vergangenen Jahr berichtet. Wollen wir uns heute etwas mit dem Lämmchen beschäftigen. Das Schaf hat eine alte kultische Bedeutung, wird häufig als Opfertier genannt, und von den alten Ägyptern wird der Gott Ammon-Re durch einen Widderkopf gekennzeichnet.

Durch die Ausgrabungen der Pfahlbauten in der Schweiz ist uns bekannt geworden, daß es schon in vorgeschichtlicher Zeit Hausschafe gegeben

hat. Es war aber eine kleine, heute nicht mehr bekannte Rasse, deren Skelette man in den Pfahlbausiedlungen, die 6000 Jahre vor Christi gebaut worden sind, fand. Was aus dieser kleinen Hausschafasse, dem „Torfschaf“, geworden ist, wissen wir nicht. Manche Zoologen glaubten, in den ziegenhörnigen Bündnerschafen, die man bis vor wenigen Jahren in Graubünden fand, Nachkommen des „Torfschafes“ gefunden zu haben. Ob das jedoch den Tatsachen entspricht, läßt sich schwer beweisen. Mit größerer Wahrscheinlichkeit lassen sich die wilden Stammväter unserer heutigen Hausschaffrasen benennen. Dafür kommen drei noch lebende Wildschafarten in Frage. Eine Art davon ist auch in unseren Wäldern wieder eingebürgert worden, nachdem sie in Mitteleuropa ausgestorben war und nur noch auf Korsika und Sardinien vorkam, der Mufflon. Die Mufflons bewohnen gebirgige Landschaften. Sie leben in Rudeln von 15 und mehr Stück. Die Rudel werden von einem Schaf geführt, während die Bewachung und Verteidigung des Rudels ein Mufflonbock vornimmt. Im Tharandter Wald und in der Sächsischen Schweiz leben einige Rudel dieser schönen Wildschafe. Vor zwei Jahren haben wir vergeblich Jagd auf die Mufflons im Tharandter Wald gemacht. Wir hätten gern einige Stück für den Dresdner Zoo gefangen. Aber die Tiere waren zu klug und gingen nicht in das Fanggatter hinein. Wahrscheinlich war auch der Winter zu mild, so daß sie noch genug Nahrung im Wald fanden und auf die ausgelegte Lockspeise nicht angewiesen waren.

Die anderen beiden Stammformen sind der steppenbewohnende Arkal von Transkaspien und der Argeli Innerasiens.

Das, was uns das Schaf besonders wertvoll macht, die Wolle, ist bei den wilden Stammvätern unserer Hausschafe nicht zu finden. Sie ist also ein Ergebnis der Züchtung, denn die Wildschafe sind Haarschafe. Der Erfolg dieser Züchtung bestand in der Vermehrung und Verlängerung der Unterhaare. Das Fell der Säugetiere besteht aus zwei Schichten, den groben und dicken Oberhaaren und den dünnen, meist gekräuselten Unterhaaren. Der Mensch hat also im Verlauf der Haustierwerdung und der Rassenzüchtung besonderen Wert auf die starke Ausbildung der Unterhaare im Fell des Schafes gelegt. Diese Unterhaare werden so dicht, daß sie beim Scheren in großen zusammengeballten Wollflächen abgehoben werden können. Je weniger Oberhaare in dem Fell der Schafe vorhanden sind, um so feiner ist die Wolle. Bei den Merinoschafen fehlen die Oberhaare vollkommen, und die Unterhaare sind sehr dünn. Das Merinoschaf ist also das Hausschaf mit der höchsten Wollqualität.

Aber noch ein Wort zu den Karakulschafen, die ihren Namen nach der Stadt Karakul in Innerasien erhalten haben. Sie sind Pelzschafe. Das Fell der neugeborenen Lämmer besteht aus kleinen Wollöckchen, die sich schon wenige Tage nach der Geburt aufrollen. Deshalb müssen die Lämmer, will man Persianerpelze haben, schon in den ersten Tagen ihres Lebens geschlachtet werden. 25 bis 30 Karakullämmer müssen sterben, wenn ein Persianermantel entstehen soll.

Auch der Dresdner Zoologische Garten zeigt seinen Besuchern zahlreiche Hausschaffrasen. In der Osterzeit aber werden die kleinen Lämmchen, die munter im Gehege umherspringen oder schwanzwedelnd am prallgefüllten Euter ihrer Mutter trinken, als Osterlämmchen die Besucher begrüßen.

Einer hilft dem anderen

Der bekannte Tierpsychologe Professor Wolfgang Köhler hat auf Grund seiner langjährigen Studien an Menschenaffen, die er während und nach dem ersten Weltkrieg auf der Insel Teneriffa betrieb, die Feststellung gemacht, daß ein Affe, alleingehalten, eigentlich gar kein richtiger Affe ist. Damit hebt er die Bedeutung des Gemeinschaftslebens dieser Tiere hervor. Ein großer Teil der Verhaltensweisen der Affen ist auf den Artgenossen abgestellt. Jeder kennt die gegenseitige Hautpflege, das sogenannte Lausen. Eigentlich hat dieses Lausen mit dem Ablesen von Ungeziefer nichts zu tun, denn gesunde Affen haben kein Ungeziefer in ihrem Fell. Vielmehr handelt es sich dabei um ein Ablesen von Hautschuppen und Schmutzteilen, die mit Fingern und Lippen aus dem Fell geholt werden. Diese Handlung ist ein Freundschaftsdienst, den ein Affe dem anderen erweist.

Während unmittelbar nach der Geburt der Trieb des Jungen, sich an die Mutter anzuklammern, sehr stark ist, seine Beziehung zum Artgenossen also ausschließlich auf die Mutter abgestimmt ist, tritt mit dem Heranwachsen des Affenkindes eine immer mehr zunehmende Lockerung dieser Bindung ein. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß das Affenkind selbständig wird und sich von dem Artgenossen isoliert. Vielmehr tritt eine neue Bindung auf, die Bindung an die Horde. Sie beginnt mit den lustigen Spielen, besonders den „Fangmich-Spielen“ der Affenkinder untereinander. Stundenlang können sie, ohne zu ermüden, in der Freianlage umherspringen. Bei Gefahr jedoch kehren sie sofort zu ihrer Mutter zurück und klammern sich an ihr an.

Bei den Schimpansen kann eine Trennung des halbwüchsigen Affen von seiner Horde zu Schreikrämpfen führen. Das hat uns Jacky oft bewiesen, wenn Tschita, seine Spielgefährtin, kleine Ausflüge auf die Bäume im Garten machte. Er schrie, schlug sich mit der Hand vor das Gesicht, wälzte sich auf dem Boden und gebärdete sich wie ein unartiges Kind. Kam Tschita zu ihm zurück, so beruhigte er sich sofort wieder. Mit dem Beginn der Pubertät vollzieht sich auch darin eine Änderung. Beim Schimpansen setzt die Pubertät etwa mit sechs bis sieben Jahren ein. In dieser Zeit sind besonders die weiblichen Tiere launisch und unberechenbar, wie wir das auch bei unserer Tschita erlebt haben. Mit dem zwölften Lebensjahr kann der Schimpanse als erwachsen gelten. Dann läßt auch sein Spieltrieb nach, er wird ruhiger, und der Kontakt mit den Artgenossen ist nicht mehr so eng, wie das in der Jugendzeit der Fall war.

Fragt man nach dem Zweck des Hordenlebens der Schimpansen, welche Vorteile der Verband den Tieren bringt, so ist die Antwort darauf nicht leicht zu geben, denn außer dem Menschen hat der Schimpanse kaum Feinde. Auch die gefleckte Raubkatze des Urwaldes, der Leopard, wagt sich an erwachsene Schimpansen kaum heran. Ihm fällt vielleicht hin und wieder einmal ein Schimpansenkind zur Beute.

Viel leichter ist eine Begründung für die großen Brutkolonien zu finden, die von den Königs- und Kaiserpinguinen gebildet werden. Ihre eisigen Brutgebiete, die auf den Inseln der Antarktis liegen, verlangen eine besondere Anpassung. Vor allem gilt es, die Eier und die Pinguinenkinder zu schützen. Eine Art Hauttasche wird von der Pinguinmutter über das Ei gelegt, dieselbe wärmende Hauttasche, die auch das Pinguinkind vor Eis

und Schnee, Sturm und Hagel schützt. Dazu kommt jedoch der unersättliche Trieb aller Pinguine, sich eines verlassenen Pinguinkindes oder eines ungeschützt daliegenden Eies anzunehmen. Diese Pinguine sind also „Kindesräuber“ im guten Sinne, denn der „Raub“ bewahrt das Kind vor dem sicheren Tod des Erfrierens. Hier hat es also einen sehr bedeutenden Sinn und Zweck, wenn diese Pinguine in Brutkolonnen zusammenleben.

Ähnlich sinnvoll ist es auch, wenn in der afrikanischen Steppe Zebras, Antilopen, mitunter sogar Strauße und Giraffen gemeinsam ein Rudel bilden. Die Sinnesorgane dieser Tiere sind unterschiedlich in ihrer Leistungsfähigkeit. Wie wertvoll die hohe Warte ist, von der aus das Auge der Giraffe und auch des Straußes über das Steppengras hinwegschaut, ist verständlich. Andere Angehörige der Herde wiederum verfügen über besonders leistungsfähige Ohren oder Nasen. So sind diese Gemischtherden also ein guter Schutz gegen gemeinsame Feinde.

Aber auch das Bedürfnis, sich in den kühlen Nächten eine Wärmequelle zu versorgen, kann bei verschiedenen Tierarten, bei Halbaffen und Affen, aber auch bei Vögeln und Fledermäusen, zur Bildung von Schlafverbänden führen. Dicht aneinandergedrängt, oft zu Klumpen geballt, verbringen diese Tiere dann die Nacht oder — das gilt besonders für Fledermäuse — die kalte Jahreszeit im Winterschlaf.

Für den Zoologischen Garten ergibt sich aus diesen Tatsachen die Forderung, Herdentiere nicht einzeln zu halten. Es kommt mitunter vor, daß innerhalb der Herde ein unduldsames Tier die anderen Herdenkumpane gefährdet. Dann ist es berechtigt, wenn dieses Tier ein Gehege für sich allein beziehen muß. Im übrigen jedoch werden die Tiergärten bemüht sein, von jeder Art mindestens ein Pärchen, möglichst aber mehrere Tiere in einem Gehege zu halten.

Wilde Tiere im alten Dresden

Auch der Dresdner Zoologische Garten bereitet sich auf die 750-Jahr-Feier der Stadt Dresden vor. Dabei ist unter anderem auch geplant, eine kleine Broschüre herauszugeben, die neben der Entwicklung des Dresdner Zoologischen Gartens seit seiner Eröffnung am 9. Mai 1861 auch die Gefangenschaftshaltung von Wildtieren im alten Dresden behandeln soll. Beim Studium der Quellen bin ich dabei auf einige interessante Tatsachen gestoßen, die vielen Dresdnern unbekannt sein werden.

Bereits im 16. Jahrhundert wurden Löwen in Dresden gehalten. Ein Schreiben des Kurfürsten August an den Brückenmeister, das am 8. April 1554 verfaßt wurde, gibt uns über den Bau eines Löwenhauses auf der Elbbrücke Auskunft: „Lieber getrewer. Wir haben vnsern Oberzeug v. Bawmeister v. lieben getrewen Kaspar Vogt ein Baw vf der Brücken zv Behaltung ezlicher Lewen zv thun befohlen, dargegen wir begern, Ihr wollet den zum forderlichsten seiner Angabe nach machen vnd fertigen lassen, dergleichen Thorhaus auch vollenden, wie er euch anzeigen wirdt vnd ihn den nichts verhindern lasset, daran thut ir vns Meinung.“

Das Gebäude wurde gebaut und die in Dresden unter dem Namen „Brückenlöwen“ bekannten Raubtiere wurden 1558 zu einer großen Jagdveranstaltung in den Schloßhof gebracht.

1612 wurde ein Löwenhaus auf der Schössergasse gebaut. Es war ein verhältnismäßig finsterner Turm, der ein richtiges Tiergefängnis darstellte. Dieser Löwenturm wurde erst im Jahre 1834 wieder abgerissen.

Aber schon im Jahre 1568 wird die „Jägerei“ und damit auch Haltung von Wildtieren in Gefangenschaft in die Neustadt zum Jägerhof verlegt. Dieser Jägerhof wird durch Aufkäufe von Grundstücken laufend erweitert, jedoch siedeln die Löwen erst nach dem Bau eines Löwenhauses im Jägerhof (1671) dorthin um. In einer 1680 von Weck herausgegebenen Chronik heißt es: „Hierüber ist ein absonderliches Löwenhaus zu Behältnis allerhand wilden ausländischen Thiere, nebenst einer Arena als Kampfplatz in ovaler Figur nach dem Beeren-Garten warts angelegt, welcher Baw bis unter das Dach gebracht.“ Auch den Bärengarten beschreibt Weck ausführlich. In ihm werden mehrere Bären gehalten, damit zu jeder Zeit diese Raubtiere für die Kampfjagden zur Verfügung stehen. Wir erfahren sogar die große Zahl der Tiere, die bei diesen abscheulichen Vergnügungen das Leben lassen mußten: Auf einer Tabelle, so berichtet Weck, waren sämtliche Tiere eingetragen, die vom Kurfürsten zwischen 1611 und 1653 gefangen, geschossen und gehetzt wurden, insgesamt 113 629 Tiere.

Die ersten Löwen, die in diesem neuen Löwenhaus im Jägerhof untergebracht wurden, hatten noch vor ihrem Umzug im Löwenturm der Schössergasse drei Löwenkinder geboren, wie ein Aktenstück aus dem Jahre 1671 berichtet. Diese Löwengeburt in Dresden wird als ein ganz außergewöhnliches und „in diesen Landen noch nicht erhörtes“ Ereignis vermerkt. Die jungen Löwen gelten als „eine fürtreffliche rarität beym Hause Sachsen“. Das neue Löwenhaus im Jägerhof war auch geräumiger als das alte Löwenhaus auf der Schössergasse, das zu damaliger Zeit bereits sehr baufällig war. Es enthielt Affenstuben, Tiger- und Löwenfänge und eine Wohnung für den Löwenwärter. Vierbeinige Bewohner dieses Hauses waren bald nach Vollendung der Bauarbeiten verschiedene Füchse, 25 Luchse, vier weiße Bären und ein schwarzer Bär, ein Leopard, ein Löwe und eine Löwin, ein Pavian und verschiedene andere Affen.

Wie aber kamen diese wilden Tiere nach Dresden? Die beiden Löwen, die ein Jahr nach ihrer Ankunft drei Junge zur Welt brachten, waren ein Geschenk des Großherzogs von Florenz. Im Jahre 1731 gelangten als Geschenk des Königs von Schweden zwei Löwen, ein Tiger und eine indische Katze (?) nach Dresden. Diese Tiere waren vom Bei von Algier und Tunis nach Schweden geschenkt worden. Es wurden aber auch Tierfangexpeditionen ausgerüstet. Die erste Afrikaexpedition, die in Dresden ausgerüstet wurde, ging im Jahre 1730 unter der Leitung von Hebestreit in den dunklen Erdteil.

Leider — das sei noch einmal betont — wurden die meisten dieser wertvollen Tiere im Verlauf der Kampfjagden getötet. Johann Georg II. ermordete, denn anders kann man diese sogenannten „Heldentaten“ kaum bezeichnen, eine Löwin und zwei Leoparden. August der Starke brachte drei Löwen, zwei Leoparden, fünf Tiger, sechs Affen und ein Stachelschwein um.

Sogar die Namen der Tierwärter sind uns überliefert und kleine Berichte über besondere Ereignisse im Jägerhof zeigen, daß die Arbeit des Wärters nicht ungefährlich war. Ein Wärter wurde von einem Tiger angefallen und schwer verletzt. Aber darüber will ich später einmal berichten.

Diese hier dargestellten Tatsachen zeigen, daß in Dresden auch vor der Gründung unseres Zoologischen Gartens schon seltene wilde Tiere gehalten wurden. Die Löwengeburt dürfte sogar eine der ersten Zuchterfolge mit diesen großen Raubkatzen in Gefangenschaft sein. Es lohnt also wahrhaftig, in den alten Berichten über unsere Stadt Dresden zu blättern.

Tierstraßen in freier Wildbahn

Das neue Jahr hat sich mit einem reichen Schneefall besonders bei den Kindern und Wintersportlern gut eingeführt. Im Erzgebirge hat sich der Wald in wenigen Tagen verwandelt. Große Eiskristalle hängen als Raureifmantel an den Zweigen und Stämmen der Bäume und auf den Ästen liegt eine dichte Schneedecke.

Der Schnee deckt aber nicht nur den Wald zu, er läßt auch manches sonst Verborgene deutlich hervortreten. Als Trittsiegel zeichnen sich im Neuschnee die Wildfährten ab, und die ständigen Wechsel sind durch die Wundstellen an den Baumstämmen, wo das Wild die Rinde abgeschält hat, leicht zu verfolgen. Mancher Wanderer im märchenhaft schönen Winterwald wird verwundert über das beinahe konservativ anmutende Fest-

Auch im Gehege legen die Damhirsche einen Wechsel an



halten des Wildes an bestimmten Wechselln den Kopf schütteln. Trotzdem wird er auf seinem Spaziergang gern diesen „Tierstraßen“ folgen, denn sie führen ihn auf leicht begeharen Pfaden durch den dichtesten Wald, den er sonst oft nur gebückt unter den weit herabhängenden Ästen durchqueren könnte.

Auch in den Tropenländern werden die Wildwechsel von den Eingeborenen als Wege benutzt. Auf den Wechselln des Okapis dringen die Zwergvölker, die Pygmäen, des Kongogebietes bei ihren Jagdzügen in den dichten Urwald ein, und auf den manchmal einem Graben gleichenden Straßen der Nilpferde gelangt der Neger mühelos durch den Galeriewald zum Fluß. Aus alten Wildwechseln sind aber auch moderne Straßen geworden, denen man es heute nicht mehr ansieht, daß einst nur Zebras, Nashörner, Elefanten, Antilopen und Warzenschweine dort durch die Steppe wanderten. Aber auch die Menschenstraßen werden von den Tieren als Wechsel benutzt. Um die Frage zu klären, ob durch ein großes Naturschutzgebiet auch Straßen, die von Autos befahren werden, hindurchführen können, ohne daß die Tiere verärgert werden und abwandern, hat Professor Dr. Hediger, Zoodirektor von Zürich, vor wenigen Jahren Untersuchungen angestellt. In bestimmten Abständen hat er mit einem Auto solche Straßen, die durch einen Naturschutzpark in Afrika führen, befahren und eine Liste der Tiere aufgestellt, die er auf seinen Fahrten traf oder deren Spuren er im Staub der Straße feststellen konnte. Es ergibt sich dabei, daß die Autostraße regelmäßig von verschiedenen Großsäugtieren begangen wurde, wobei diese Tiere sich an ganz bestimmte Tageszeiten hielten. Das Auto selbst wurde von ihnen nicht als Feind, vielmehr wohl als ein großes Tier angesehen, das sie oft bis auf eine geringe Entfernung an sich herankommen ließen. Die daraus gezogenen Schlußfolgerungen besagten, daß Autostraßen durch Naturschutzparks hindurchgeführt werden dürfen, jedoch nur zu bestimmten Tageszeiten befahren werden sollten, damit sich das Auto ganz wie ein großes Säugetier benimmt, das einen Wechsel benutzt. Die Autos dürfen auf freier Strecke nicht anhalten und von den Insassen nicht verlassen werden, damit sie im Umweltbild der Tiere keine Feindbedeutung erhalten. Raststellen, die von einer hohen Mauer umgeben sind, sollten eingerichtet werden. Dort können dann die Menschen — ungesehen von den Tieren — aus dem Auto steigen.

Aber auch im Zoologischen Garten sind Wildwechsel zu sehen. Gerade jetzt in der Winterszeit kann man diese Wechsel deutlich erkennen. Durch das Gehege der Damhirsche, von der Unterkunftshütte aus, das Gehege querend, läuft ein solcher Wildwechsel, der sich dann zur Absperrung gegenüber den Rothirschen hinzieht. Im Gehege der Lamas ist ein ähnlicher Wechsel zu entdecken, der auch zu einem wenige Zentimeter vom Wechsel seitlich abgelegenen Kotplatz führt, wo die vier Lamas, die im Gehege wohnen, ihr „großes Geschäft“ verrichten. Ein Blick in das Affenparadies zeigt einige Wechsel, die als kleine Pfade in den Schnee getreten sind.

Während sich aber eine weiße Schneedecke über Gehege und Gartenanlagen ausbreitet, werden schon wieder alle Vorbereitungen getroffen, um für den Frühling gerüstet zu sein: Tiere besichtigt, bestellt, und Pflanzen für die Gartenanlagen gekauft, Gehege repariert und Pläne für die Gesamtgestaltung des Geländes ausgearbeitet. Welche Jahreszeit es auch ist, immer wird sie uns beim Verschönen unseres Zoos antreffen.

Die Ölpest - Gefahr für alle Seevögel!

Am 2. Februar 1955 erschien im Hamburger Abendblatt ein Aufsatz mit der Überschrift „Ölpest treibt jetzt nordwärts“. Der Bericht beginnt mit folgenden Worten: „Die Ölpest hält die Bevölkerung an der deutschen und dänischen Nordseeküste weiter in Atem. Die riesige Ölmenge, die der dänische Tanker ‚Gerd Maersk‘ am 19. Januar nach seiner vorübergehenden Strandung bei Scharhorn in die Nordsee gepumpt hatte, hat sich nach letzten Meldungen vor den dänischen Inseln Röm und Fanö in einzelne Pfützen aufgelöst. Bisher wurde auf einer Länge von 120 Kilometer die dänische Küste durch das Öl verschmutzt. Das Hauptölfeld befindet sich gegenwärtig bei der Halbinsel Skallingen nördlich von Esbjerg. Der Südostwind treibt es von der Küste fort.“

Was war geschehen? Die „Gerd Maersk“ war am 17. Januar 1955 südlich von Helgoland bei überaus stürmischer See auf das Scharhorn-Riff aufgelaufen. Es gab also nur die Wahl, das Schiff aufzugeben oder den Versuch zu unternehmen, durch Ablassen des Rohöls den Tanker zu erleichtern und damit wieder flott zu machen. Kapitän und Mannschaft des Schiffes entschieden sich für die letzte Möglichkeit und pumpten etwa 7000 Tonnen Rohöl in das Meer. Auch wenn das Schiff aufgegeben worden wäre, hätte die Ölpest nicht verhindert werden können, denn die Lecks wären größer geworden, und es ist anzunehmen, daß schon in wenigen Stunden der gesamte Inhalt, 18 000 Tonnen Rohöl, in das Meer geflossen wären.

Warum aber spricht man von einer Ölpest? Nicht nur weil das Öl den Badestrand verschiedener Seekurorte völlig verschmutzte und damit einen großen Schaden anrichtete, sondern auch weil unzählige Seevögel, Möven, Sturmvögel, Säger, Lummen und Enten mit ölverklebtem Gefieder umkamen. Bereits im März 1954 war der 70 Kilometer lange Strand von Cornwall in England mit toten Seevögeln übersät. Aus gleichem Grunde starben weit über 30 000 Seevögel im Herbst des Jahres 1953 und wurden an der schwedischen Insel Gotland angetrieben. 10 000 Seevögel wurden zu gleicher Zeit in der deutschen Hochwacherbucht aufgefunden. Damals lag der Grund nicht in der Seenot eines Schiffes. Auch die Ölrückstände, die bei Reinigung der Tanker in das Meer gespült werden — und fast jedes zweite Schiff, das heute gebaut wird, ist ein Tanker, denn die meisten Schiffe werden heute nicht mehr mit Kohlen, sondern mit Öl gespeist — können sich zu „Ölteppichen“ zusammenfinden und verursachen dann dieselben Katastrophen. Versuche, der Ölpest mit Flammenwerfern zu Leibe zu rücken, scheiterten, weil die Benzinanteile im Öl sich sehr bald verflüchtigen und der Rest nur noch schwer entzündbar ist.

Ein Bremer Tierarzt versuchte eine Rettungsaktion für die Vögel zu starten. Zahlreiche Tierfreunde brachten Vögel, die flugunfähig mit ölverklebtem Gefieder, aber noch lebend aufgefunden wurden, zu Dr. Jakob, der sie wie ein verschmutztes Wäschestück behandelte, in ein Thermal-saumbad aus einem Fettsäure-Kondensationsprodukt setzte und das Öl aus ihrem Gefieder spülte. Dann wurden sie sorgfältig getrocknet und wieder an der Küste ausgesetzt. Ähnliche Versuche, die vorher auch von anderer Seite unternommen worden waren, führten zu keinem Erfolg. Man hatte nämlich fettlösendes Alkoholsulfat benutzt. Dabei war zwar das Öl aus dem Gefieder gelöst, aber auch die natürlichen Ölbestände, die der



Körper der Wasservögel ausscheidet, um das Gefieder einzufetten, zerstört worden. Wenn es auch überaus erfreulich ist, daß sich zahlreiche Tierfreunde an dieser Rettungsaktion beteiligten, so bleibt diese doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Unsere Seevögel sind in Gefahr! Und wenn man berücksichtigt, daß durch die Übungsbombenabwürfe, die NATO-Flugzeuge im Knechtsand-Gebiet durchführten, ebenfalls in den vergangenen Jahren Tausende seltener Seevögel starben, so ist es begreiflich, daß alles getan werden muß, dringend notwendige Schutzmaßnahmen für die Seevögel zu ergreifen. Internationale Abmachungen haben ergeben, daß das Ablassen von Öl ins Meer nur noch in bestimmten Entfernungen von der Küste geschehen darf, daß die Schiffe Öltagebücher führen müssen und ähnliches mehr.

Der Dresdner Zoo hat in den letzten Tagen einige Vertreter der unmittelbar gefährdeten Seevögel erhalten. Darunter ist auch die Brandgans, ein Vogel, der den Zoologen Kopfzerbrechen bereitet, denn in seinem Körperbau gleicht er den Schwimmenten, in seinen Lebensgewohnheiten jedoch den Gänsen. Die Brandgans, auch Höhlengans genannt, weil sie in Dünenlöchern brütet, mitunter sogar in Fuchs- oder Dachsbauen, kommt an den Küsten Westeuropas, am Schwarzen Meer, am Kaspisee und auch an der deutschen Nord- und Ostseeküste vor. Jeder Besucher ist von dem herrlich gefärbten Gefieder, das in schwarz-grünen, weißen und hellbraunen Farben erglänzt, begeistert.

So ist es das Bestreben eines jeden Zoologischen Gartens, nicht nur vierbeinige und gefiederte Gäste aus fernen Tropenländern, sondern auch die einheimischen Gefährten aus Wald und Flur den Besuchern, besonders aber den Schulkindern, zu zeigen und sich für den Schutz der heimischen Tierwelt einzusetzen.

Noch einmal gutgegangen

Es war ein trüber Herbsttag. Die Uhr zeigte wenige Minuten nach 7 Uhr an. Noch waren die Tore des Zoologischen Gartens geschlossen. In dieser morgendlichen Stunde werden alle Arbeiten verrichtet, die unter Ausschluß der Besucher vorgenommen werden sollen. Für diesen Morgen war das Umsetzen zweier Löwen vorgesehen, die während des Sommers in einem Zirkus eingestellt und nun wieder in ihren Zoo zurückgekommen waren. Noch befanden sie sich in einem kleinen Zirkuswagen. Aus dem Wagen mußten sie in Kisten umgesetzt und aus den Kisten in die Käfige im Raubtierhaus gelassen werden. Auf einem Wagen war die große Raubtierkiste an den Zirkuswagen herangeschoben worden, so daß die beiden Öffnungen sich gegenüberstanden. Nur ein kleiner Spalt blieb zwischen Kiste und Türöffnung, wenige Zentimeter breit. Dort konnte kein Löwe hindurchschlüpfen, dachten wir. Aber es kam anders.

Zuerst sollte die Löwin den Zirkuswagen verlassen. Unruhig läuft sie am Gitter hin und her. Manchmal schaut sie in die Kiste hinein. Aber sie setzt nur eine Pranke auf die Schwelle. Dann zieht sie den Kopf wieder zurück. Sie hat keine Lust, in die Kiste zu schlüpfen. So bleibt uns nichts anderes übrig, als sie etwas anzutreiben. In dem Augenblick, als sie wieder vor der Kistenöffnung steht, erhält sie einen kleinen Schlag auf ihren Hinterteil. Erschreckt springt sie nach vorn, nicht in die Kiste hinein, wie

wir gehofft hatten, sondern zu dem Spalt hinauf. Mit aller Kraft wird die Kiste an den Raubtierwagen gepreßt. Aber vergeblich. In wenigen Sekunden hat sie den Kopf zwischen Kiste und Raubtierwagen hindurchgezwingt und ist im Freien. Jetzt darf um alles in der Welt kein Lärm gemacht werden. Ruhig verhalten! Die Löwin setzt sich in Trab, Richtung Zoologeingang. Dann aber biegt sie ab zum Wohnhaus, läuft in den Vorgarten hinein bis zum Zaun an der Tiergartenstraße. Dort macht sie kehrt und nähert sich wieder dem Haus. Im nächsten Augenblick ist sie durch ein Kellerfenster verschwunden. Alles atmet auf. Das ist noch einmal gut gegangen. Zu welchem Kellerraum aber gehört das Fenster? Zum Männerumkleideraum. Die Tür muß verschlossen sein. Die Löwin ist also eingesperrt. Schnell wird die Raubtierkiste zum Kellerfenster gefahren und davor aufgestellt. Ein Blick in den Umkleideraum hinunter läßt uns die Löwin erkennen, die aufmerksam vor dem Spiegel sitzt und ihr eigenes Spiegelbild betrachtet. Aber dort in der Ecke, nahe der Tür, sitzt doch noch ein lebendiges Wesen! Wahrhaftig, es ist unsere Katze. Geduckt hockt sie an der Wand. Jetzt geht die Löwin langsam auf die kleine Katze zu und bleibt vor ihr stehen. Beide fauchen sich an, und beide haben anscheinend voreinander Angst.

Inzwischen ist ein Tierpfleger hinabgeeilt und betritt den Raum. Die Löwin weicht zurück, springt auf den Tisch und von dort zum Fenster hinauf in die Kiste hinein. Geschafft!

Als eine halbe Stunde später die ersten Besucher den Zoo betreten, ahnen sie nicht, daß noch vor kurzer Zeit eine erwachsene Löwin im Garten spazierenging.

Bedeutend gefährlicher war ein anderes Erlebnis, das unsere Schlosser mit dem Rothirsch Robert hatten. Robert ist von Natur aus ein gemüthlicher Bewohner unseres Tiergartens. Wenn aber der Herbst naht, kommt er in Brunststimmung. In dieser Zeit erkennt man ihn nicht wieder. Er läuft aufgeregt durch sein Gehege, treibt die Besucher vom Gitter hinweg und läßt sein überschüssiges Temperament an irgendwelchen harmlosen Gegenständen aus. Für diesen Zweck geben wir ihm Äste in das Gehege hinein, die er als Ersatz für den fehlenden Rivalen betrachtet und mit bewunderswerter Kraft umherwirft. Aber das genügt ihm nicht. Auch die Hirschhütte und vor allem die Zugtür muß bearbeitet werden. Er schlägt mit seinem Geweih dagegen, daß es kracht.

Reparaturen sind in dieser Zeit laufend notwendig. So hatte er wieder einmal die Hüttentür aus ihrer Zugvorrichtung gehoben und die beiden Schlosser mußten sie reparieren. In der Hütte stand ein Schlosser auf der Leiter, während der andere unten die Leiter hielt und seinem Kollegen das Handwerkszeug hinaufreichte. Vor der Tür im Gehege stand Robert. Außerhalb des Geheges an der Zugvorrichtung der Tür befand sich der Wärter. Als der Schlosser die Kette in Ordnung gebracht und in die Räder hineingehoben hatte, rief er dem Wärter zu, er solle die Tür ein kleines Stück aufziehen, damit er sehen könne, ob die Zugvorrichtung wieder funktioniert. Der Wärter aber zog die Tür völlig auf. Darauf hatte Robert nur gewartet. Wie der Blitz war er in der Hütte drin, aber noch schneller waren die Schlosser aus der Hütte heraus. Der Schlosser auf der Leiter bemerkte mit Entsetzen, wie der Rothirsch plötzlich unmittelbar unter ihm stand, das Geweih senkte und die Leiter bearbeitete. Mit einem Sprung landete er von seinem erhöhten Sitz neben dem Hirsch, der sich —

das war die Rettung — nur mit der Leiter beschäftigte. Inzwischen hatte auch der andere Schlosser die Hütte verlassen und beide rannten in unglaublicher Geschwindigkeit zum Gehegitter, das sie ebenfalls schnell überstiegen.

Hinter ihnen aber knallte und krachte es. Die Leiter zersplitterte. Robert ließ seine ganze Wut an der Leiter aus.

Ein drittes kleines Erlebnis soll diesen Bericht über außerordentliche Vorkommnisse im Zoo abschließen. Es war im letzten Sommer, als Dresden von einem schweren Gewitter heimgesucht wurde. Ein Blitz folgte auf den anderen. Plötzlich eine furchtbare Helligkeit und ein ohrenbetäubender Schlag. Im Vogelhaus kreischen die Papageien und die Affen auf. Dann ist es wieder völlig ruhig. Wie erstarrt stehen die Besucher im Vogelhaus, wo sie vor dem Regen Schutz gesucht hatten. Sämtliche Papageien liegen auf dem Boden ihrer Voliere, als wären sie mit Schrot erschossen worden. Wenige Meter vom Tierhaus entfernt ist ein großer Baum vom Blitz aufgerissen worden. Bald erholen sich die Vögel wieder. Keiner ist verletzt. Ein Besucher, der in der Nähe des Baumes gestanden hat, ist mit einem kleinen Schlag davongekommen. Auch diesmal war es wieder gut gegangen. Glück muß man haben.

Kleine spitz auslaufende Ohrmuscheln und die Fähigkeit, die Hinterflossen unter den Körper ziehen zu können sind Merkmale, durch die sich der Seelöwe vom Seehund deutlich unterscheidet



Robben

Einer der Hauptanziehungspunkte für den Besucher eines zoologischen Gartens sind die Robben, von denen der Seelöwe am häufigsten vertreten ist. Viele Besucher halten ihn jedoch für einen Seehund. Reide Robbenarten gehören aber zu ganz verschiedenen Familien, die sich leicht durch äußere Merkmale voneinander unterscheiden lassen. Der Seelöwe — in den zoologischen Gärten ist meist der Kalifornische Seelöwe zu sehen — gehört zu den Ohrenrobben, hat Ohrmuscheln und ist in der Lage, seine Flossen, auch die Hinterflossen, bei der Fortbewegung auf dem Lande unter den Körper zu bringen und sich auf sie zu stützen. Der Seehund dagegen gehört zur Familie der Seehunde, zu der auch unter anderem die



An den südamerikanischen Küsten bis Patagonien sind die Mähnenrobben, die auch patagonische Seelöwen genannt werden, verbreitet. Das Rückenhaar der männlichen Tiere ist zu einer Mähne verlängert. Auch die Mähnenrobben gehören zur Familie der Ohrenrobben

Ringelrobbe, der See-Leopard und die See-Elfanten gerechnet werden. Er hat keine Ohrmuscheln und kann sich auf dem Lande nur auf dem Bauche kriechend fortbewegen, denn seine Flossen dienen ihm nicht mehr als Stütze.

Die Gefangenschaftshaltung der Robben ist nicht leicht. Wie die meisten Zootiere müssen auch die Robben an ein anderes Futter gewöhnt werden. Der Kalifornische Seelöwe ernährt sich in freier Wildbahn fast ausschließlich von Tintenfischen, die ihm in Gefangenschaft nicht geboten werden können. Er muß sich also auf Seefische, besonders Heringe, umstellen. Seefische gehören zu den kostspieligsten Futtermitteln.

Außerdem werden davon große Mengen benötigt, denn ein erwachsener Seelöwe verzehrt an einem Tage bis 10 Kilogramm. Das ist auch der Grund, weshalb in den meisten zoologischen Gärten höchstens vier dieser Tiere gehalten werden. Während der Kriegsjahre ist in verschiedenen zoologischen Gärten der Versuch gemacht worden, die Seelöwen mit Süßwasserfischen zu ernähren. Das ging aber nur kurze Zeit. Auch bei zusätzlichen Gaben von Lebertran, Jod und Salz war diese Futterzusammensetzung kein vollwertiger Ersatz. In manchen Situationen ist jedoch der lebende Süßwasserfisch als Futter für Robben unentbehrlich. Seelöwen verweigern nämlich nicht selten das Futter, wenn einer ihrer Artgenossen, mit denen sie das Schwimmbassin geteilt haben, wegen Krankheit oder Tod von ihnen getrennt werden muß. Im Dresdner Zoologischen Garten starb im vergangenen Jahr von dem Seelöwenpaarchen das männliche Tier. Daraufhin verweigerte das Weibchen eine Woche lang jede Nahrung. Erst als wir ihr lebende Süßwasserfische anboten, wurde sie wieder zum Fressen angeregt und nahm schließlich auch die toten Seefische wieder auf.

Im Magen toter Seelöwen findet man häufig Steine, die von den Seelöwen — auch in freier Wildbahn — in kleinen Mengen verschluckt werden. Sie bleiben im Magen liegen und wirken bei der Verdauung als Mahlsteine mit. Befinden sich unter diesen Steinen scharfkantige, so kann das zu Verletzungen der Magenschleimhaut und damit zu Magengeschwüren führen. Von den vielen Seelöwen, die an der kalifornischen Küste erlegt und auf ihren Mageninhalt hin untersucht wurden, hatten über 90 Prozent der Tiere Magengeschwüre. Außerdem waren stets Eingeweidewürmer vorhanden. Genauere Untersuchungen ergaben, daß die Eingeweidewürmer der Seelöwen das Wachstum der Magengeschwüre hemmen, weil sie sich besonders von den Gewebesäften der Geschwüre ernähren. Der Seelöwe ist also eines der wenigen Tiere, das nicht entwurmt werden darf. Es muß auch darauf geachtet werden, daß im Seelöwenbassin keine oder nur kleine, runde Steine zu finden sind. Ein Seelöwe des Leipziger Zoologischen Gartens starb, weil er zu viel Steine verschluckt hatte. Bei der Sektion wurden in seinem Magen 30 Kilo Steine gefunden.

Die meiste Zeit ihres Lebens verbringen die Seelöwen im Wasser. Im Mai und Juni kommen sie jedoch an Land, wobei sie kleine Buchten bevorzugen, die landeinwärts durch steile Felsen abgeschlossen sind und deren Strand mit Kies oder Sand bedeckt ist. Dort bringen sie ihre Jungen zur Welt. Der Geburtsvorgang findet also an Land statt. Die kleinen, mit einem grauen Jugendkleid bedeckten Seelöwenkinder bleiben die ersten Tage nach der Geburt auf dem Land, wo sie auch von ihrer Mutter gesäugt werden. Ihr Geburtsgewicht beträgt 8 Kilogramm, das Gewicht eines ausgewachsenen weiblichen Tieres dagegen 50 Kilogramm, Männchen

können sogar 100 Kilogramm schwer werden. Schon wenige Tage nach der Geburt der Seelöwenkinder paaren sich Mütter und Bullen erneut. Danach währt die Tragzeit ein knappes Jahr.

Das Wachstum der jungen Seelöwen schreitet schnell voran, erhalten sie doch mit der Muttermilch eine sehr fettreiche Nahrung. Als man bei Seehunden den Fettgehalt der Milch gemessen hat, stellte man fest, daß er das Zwölffache der Kuhmilch beträgt. Die Seelöwenkinder gehen schon bald mit ihren Müttern in das Wasser und verlassen schließlich auch mit der Herde die Rookeries, die felsgeschützten Buchten.

Als natürliche Feinde kommen außer dem Menschen nur Hai und Schwertwal in Frage. In Gefangenschaft treten nicht selten Futterschädigungen ein. Schuld daran ist oftmals die Unvernunft mancher Besucher, die die Tiere mit verdorbenen Fischen füttern. Es muß auch darauf geachtet



Der runde Kopf und das Fehlen äußerer Ohrmuscheln sind typische Merkmale des Seehundes, der auch die deutschen Meeresküsten bewohnt.

werden, daß die Seelöwen kein Laub verschlucken, das besonders im Herbst auf dem Wasser schwimmt, denn Zellulose ist für einen Robbenmagen unverdaulich. Die Blätter können sich zusammenballen und zu Verstopfungen oder Darmverschlüssen führen.

Fischgräten werden dagegen völlig verdaut. Im Zoo von Karlsruhe ging im vergangenen Jahr ein Seelöwe am Gift von Kröten ein, die er verschluckt hatte.

Bei Seehunden werden mitunter Lungenwürmer gefunden, die auch andere Robbenarten befallen. Die Übertragung der Lungenwürmer geschieht durch Niesen und Husten. Die ausgestoßenen Embryonen der Lungenwürmer sind auch im Wasser des Bassins zu finden und werden von gesunden Tieren mit dem Wasser aufgenommen. Diese Schmarotzer verstopfen die Luftwege, zerstören das Gewebe der Lunge und werden somit zur Ursache von Lungenentzündungen.

Während ich diese Zeilen schreibe, meldet der Zoologische Garten in Berlin die Geburt eines Seehundes. Derartige Ereignisse sind in der Gefangenschaft nicht häufig. Besonders schwierig gestaltet sich jedoch die Umgewöhnung des Jungtieres von der Muttermilch auf feste Nahrung. Nach spätestens sechs Wochen ist das Seehundkind von der Mutter entwöhnt. In dieser Zeit frißt es vorwiegend Granat (kleine Krebse, Garnelen) und junge Aale, ein Futter also, das schwer zu beschaffen ist. Die Umgewöhnungszeit selbst dauert nur ein bis zwei Wochen. In freier Wildbahn werden die Seehunde nach einer Tragzeit von 11 Monaten im April geboren. Bei der Geburt verlieren die jungen Seehunde ihr embryonales Haarkleid. Im Gegensatz zum Seelöwen geht das Seehundkind schon wenige Stunden nach der Geburt ins Wasser. Während es sofort schwimmen kann, muß das Tauchen erst gelernt werden. Es kommt also in der ersten Woche seines Lebens noch vor, daß es bei den Tauchversuchen Wasser schluckt.

Während der Brunstzeit stoßen die Bullen seltsame Laute aus. Dabei läßt sich der Bulle senkrecht unter den Wasserspiegel absinken und bläst Luft aus. Auf diese Weise entsteht der Brunstlaut, ein verhältnismäßig lautes bullerndes Geräusch. Die Begattung findet unter Wasser statt.

Zu der Familie der Seehunde gehört auch der See-Elefant, von dem zwei Rassen bekannt sind. Die eine Form, als nördlicher See-Elefant bezeichnet, ist an der kalifornischen Küste in der Nähe der Insel Guadeloupe zu finden, während die südliche bei den Kerguelen-Inseln bis nach Patagonien vorkommt. Beide Arten stehen unter Naturschutz. Die Robbenfänger dürfen nur See-Elefantenbullen töten. Diese Regelung garantiert, daß die Art erhalten bleibt, denn die Bullen versammeln zur Brunstzeit mehrere weibliche Tiere um sich. Es werden also immer mehrere Weibchen von einem Bullen gedeckt.

Die längste Zeit des Jahres verbringen die See-Elefanten im Meer. Man weiß heute noch nicht mit Bestimmtheit, in welchen Gebieten sie sich vorwiegend aufhalten. Südliche See-Elefanten sind schon an den Küsten Australiens, Neuseelands, Südafrikas und Südamerikas beobachtet worden. Ihr eigentlicher Lebensbereich dürfte jedoch im Gebiet des vierzigsten Breitengrades liegen. Tag und Nacht leben sie im offenen Meer, viele Monate hintereinander. Sie schlafen auch im Wasser. Zu Beginn des Frühlings der Südhalkugel unserer Erde kommen sie an Land. Zuerst treffen die Kühe ein und bevölkern in kleinen Trupps den Strand der subantarkti-

schen Inseln. Man kann sie im September auf Südgeorgien, Südorkney, Südsandwich, Bouvet, Marion, Prinz Edward, auf den Kerguelen, den Crozet- und vielen anderen Inseln finden. Wenige Tage nach Ankunft der Kühe kommen auch die Bullen, die sich aber vorläufig noch von den weiblichen Tieren getrennt halten. Erst nach der Geburt der Jungen sammeln sie einen Harem um sich. Sie leben also während der Zeit ihres Landaufenthaltes polygam. Um den Besitz ihres Harems werden unter den Bullen harte Kämpfe ausgetragen, die meist große Narben hinterlassen. Dabei stehen sich die beiden Rivalen, hoch auf den Hinterkörper aufgerichtet, gegenüber, das Maul aufgerissen, den Rüssel zu einem dicken Wulst aufgebläht. Mit lautem Gebrüll werfen sie sich nach vorn und versuchen den Gegner mit ihren Stoßzähnen zu verwunden. Der Haremsbulle ist bei diesen Kämpfen wohl stets der Überlegene, auch wenn der Eindringling körperlich stärker ist. Der Angriff des Eindringlings ist zaghafter, gleichsam zögernder. Das Jugendkleid des See-Elefanten besteht aus einem schwarzen, wolligen Pelz. Das Gewicht der Neugeborenen beträgt einen knappen Zentner. Die See-Elefantenmütter säugen ihre Jungen an Land, wobei sie sich auf die Seite drehen, so daß die Jungtiere bequem an die Zitzen herankönnen. Beim Auffinden des Milchquells werden sie von ihren Müttern unterstützt und mit den Vorderflossen an die Zitzen herangeschoben. Diese sind sehr klein und liegen in Vertiefungen der Haut, geschützt gegen Verletzungen, wie sie beim Rutschen auf dem Land leicht eintreten könnten. Durch das Saugen der Jungen werden sie aus den taschenartigen Vertiefungen hervorgezogen. Die Milch der See-Elefanten enthält über 50 Prozent Fett. In der Zeit der ausschließlichen Ernährung durch Muttermilch nehmen die jungen Tiere schnell an Gewicht zu und erreichen nach drei Wochen bereits 4 Zentner, dagegen werden sie kaum 30 Zentimeter länger. Während dieser Zeit verläßt die Mutter ihr Junges nicht, nimmt also auch keine Nahrung zu sich. Wenn die kleinen tonnenförmigen See-Elefanten von der Mutter entwöhnt sind, fasten sie einen Monat lang. Träge liegen sie stundenlang auf dem Strand und kehren nach kurzen Ausflügen ins Wasser immer wieder an das Land zurück. Erst im Herbst treten sie dann ihre Wanderung in das offene Meer an. Während die Jungtiere heranwachsen, wechseln die alten See-Elefanten ihr Haarkleid. Dabei fallen nicht nur die Haare, sondern ganze Stücke der äußeren Hautschicht mit ab. In dieser Zeit liegen die alten Tiere in großen Schlammpfützen, in die sie sich einwühlen, bis sie völlig mit Schlamm bedeckt sind. Erst wenn sie den Haarwechsel überstanden haben, verlassen sie ihr Schlammbad wieder. Das schwarze Jugendkleid wird den Jungrobben mitunter zum Verhängnis. Durch die Hitze, die das dunkle Fell von der Sonne aufgefangen hat und wieder abgibt, schmilzt der Schnee unter ihnen weg und die See-Elefantenkinder versinken langsam in einem engen Schacht, der zu ihrem Grabe wird. Dort können sie von ihren Müttern nicht mehr ernährt werden und sterben den Hungertod. Die erwachsenen See-Elefanten bedecken sich, wenn sie auf dem Lande schlafen, mit Sand, den sie sich mit ihren Flossen auf den Rücken werfen. Dadurch erhalten sie einen guten Schutz gegen Sonnenstrahlen.

Wenn der See-Elefant auf dem Trocknen liegt, macht der Puls in der Minute 78 Schläge, beim Tauchen sinkt er jedoch auf 5 Schläge herab. Durch diese Verlangsamung der Herztätigkeit wird es dem See-Elefanten möglich, mit dem eingeatmeten Sauerstoff lange Zeit auszukommen.



Die größte Seehundart, die in der Ostsee vorkommt, ist die Kegelrobbe. Vom gemeinen Seehund unterscheidet sie sich durch ihren langgestreckten Kopf

Es ist schon eine Tauchzeit von 29 Minuten beobachtet worden. Auch im Schlaf erfolgt die Atmung stoßweise. Nach schnellem Einatmen folgt eine Zeit des Atemanhaltens von 2 bis 3 Minuten. Erst dann atmet das Tier wieder aus. So schwerfällig, wie diese Kolosse von durchschnittlich 4,5 Meter Länge an Land sind, so flink sind sie im Wasser. Überraschend ist auch die Beweglichkeit ihrer Flossen, die nicht durch ein Schlüsselbein mit dem Skelett verbunden sind.

Die dritte und letzte Familie der Robben wird durch die Walrosse gebildet. Genauso wie die Ohrenrobben haben sie sich noch nicht vollkommen an das Leben im Wasser angepaßt, wie z. B. die Seehunde. Sie können ihre Hinterflossen unter den Leib bringen und sich auf dem Lande verhältnismäßig gut fortbewegen. Ohrmuscheln haben sie nicht. Die älteren Bullen zeichnen sich durch ihre oberen Eckzähne aus, die zu langen Stoßzähnen geworden sind.

Zur Familie der Walrosse gehören zwei Arten: das an der nordasiatischen Küste und an der Küste Nordwestamerikas verbreitete Nordpazifische Walroß und das im Polarmeer vom Jenissei bis zur Hudsonbai beheimatete gewöhnliche Walroß.

Die Walrosse leben in großen Herden an den Küsten und treten nur ungern längere Wanderungen in das offene Meer hinaus an. Außerhalb der Paarungszeit leben die Geschlechter getrennt voneinander, ebenfalls in Herden. Noch im Jahre 1886 sichtete ein Robbenjäger eine Herde von 370 Walrossen an der Nordküste von Nordostland.

Als man im Jahre 1608 die ersten gefangenen Walrosse nach London brachte, wurden sie mit Gerstenbrei gefüttert. Man glaubte, daß Walrosse Pflanzenfresser seien, weil im Magen erlegter Tiere Tangreste gefunden worden waren. Bei dieser Ernährung blieben die Walrosse nicht lange am Leben. Heute wissen wir — nachdem die Frage der natürlichen Ernährung der Walrosse sehr umstritten war —, daß sich diese großen Robben vorwiegend von kleinen Meeresbewohnern ernähren. Neben Plankton und pelagischem Auftrieb werden Klapp- und Steinbohrmuscheln verzehrt. Außerdem sind die Überreste von Polardorschen, in der Nähe eines gestrandeten Walkadavers sogar Walfleisch im Magen der Walrosse gefunden worden.

Die langen Zähne dienen zum Losbrechen der Muscheln und die Borsten zum Abkehren des Planktons. Die Mundborsten, die zu beiden Seiten der Schnauze stehen, kreuzen sich vor dem Maul und bilden so einen außerhalb des Körpers liegenden Seihapparat, der mit den Barten des Wales verglichen werden kann. Nimmt das Walroß jedoch größere Beutetiere auf, so sträubt es die Borsten ab. Die Nahrung wird von den Walrossen aufgeschlurft. Die Walroßkinder, die nach einer Tragzeit von einem knappen Jahr geboren werden, bleiben sehr lange bei der Mutter und nehmen über 1½ Jahre lang Muttermilch auf. Bei Gefahr klettern sie auf den Rücken der Mutter und lassen sich von ihr durch die Wellen tragen. Der Haarwechsel wurde bei Walrossen beobachtet, die in Gefangenschaft gehalten wurden. An der Bauchseite und am Hinterende des Rückens beginnen Anfang November die Haare auszufallen. Knapp zwei Monate ist das Walroß dann fast haarlos, ehe sich das neue Fell bildet. In der warmen Sommerzeit hat das Walroß also ein vollständiges Fell.

In der Gefangenschaft sind Walrosse schon mehrfach mit gutem Erfolg gehalten worden. Besonders Hagenbeck und der Zoologische Garten in Kopenhagen haben Walrosse längere Zeit beherbergt. Die Tiere kommen in jugendlichem Alter in die Zoologischen Gärten und werden mit einem Gemisch von Kuhmilch, Lebertran und gemahlenen frischen Heringen ernährt.

Als Feinde der Walrosse kommen außer dem Menschen nur der Eisbär und der Schwertwal in Frage.

Alle Vertreter der drei Familien der Robben zeigen übereinstimmend Merkmale, die sich durch die Anpassung an das Leben im Wasser erklären lassen. Dazu gehört die dicke Speckschicht unter der Haut, die den Robbenkörper vor zu großen Wärmeverlusten schützt. Ich muß bei der Sektion eines Seelöwen eine Fettschicht von 6 cm Stärke. Die verschließbaren Nasenlöcher und Gehörgänge ermöglichen den Tieren zu tauchen. Das Gebiß ist ein Raubtiergebiß mit kegelförmigen Zähnen. Zweifellos gehören die Robben zu den interessantesten Vertretern der Säugetiere. Hoffen wir, daß die internationalen Schutzmaßnahmen, die zur Erhaltung im Aussterben begriffener Tierarten angewandt wurden, auch recht bald auf die Robben ausgedehnt werden.

*Der Familie der Seehunde
gehört auch die größte
Robbenart unserer Erde an,
der See-Elefant. Das Bild
zeigt den Kopf eines jungen
männlichen Tieres der
südlichen See-Elefantenrasse*



Erklärungen zu den Bildern

- Titelbild Die Elenantilope ist die größte Antilopenart, die Afrikas Steppen bewohnt. Auch die weiblichen Tiere tragen ein Gehörn.
- Seite 2 Man bezeichnet das Watussirind als einen Nachkommen der altägyptischen Langhornrinder, die, wie auch andere Steppenhausrinder vom Auerochsen abstammen.
- Seite 4 Die Heimat der Bahamaenten ist das tropische Südamerika, Westindien, die Bahama- und Falklandinseln.
- Seite 7 Zur Unterfamilie der Pferdeböcke gehört auch die Addax- oder Mendesantilope. Die Grundfarbe ist ein gelbliches Weiß. Die Steppen Innerafrikas sind ihre Heimat.
- Seite 8 Bei den Kudus oder Schraubenantilopen trägt bloß das Männchen ein Gehörn. Die Hörner bilden zweieinhalb bis drei Windungen.
- Seite 10 Das Zwergflußpferd wird etwa $1\frac{1}{4}$ Meter lang. Die Urwälder vom Französischen Sudan bis Liberia sind sein Verbreitungsgebiet.
- Seite 11 Der afrikanische Elefant unterscheidet sich von seinem indischen Verwandten durch besonders große Ohren, konvexe Stirn und nach hinten ansteigendem Rücken.
- Seite 17 Der Wechsel im Damhirschgehege führt von der Hütte zum Futterplatz.
- Seite 20 Bei diesem zweijährigen Löwen kann man noch die Fleckung des Jugendkleides erkennen.
- Seite 23 Das Fell der Seelöwen ist im trockenen Zustand braun bis hellbraun. Wenn sie gesättigt sind, liegen sie oft stundenlang schlafend auf dem Land.
- Seite 24 Der Kopf des patagonischen Seelöwen ist kürzer und hat eine stumpfe Schnauze. Deutlich sind die kleinen Ohrmuscheln zu erkennen.
- Seite 26 Der Seehund schläft auch im Wasser, wobei er sich senkrecht absinken läßt und zum Luftholen wieder zur Wasseroberfläche steigt.
- Seite 29 Der Grundton des Felles der Kegelrobbe ist grau. Sie wird auch grauer Seehund genannt.
- Seite 31 Wegen ihrer dicken Speckschicht unter der Haut werden die See-Elefanten vom Menschen gejagt und wurden von den Robbenschlägern in vergangener Zeit oft zu Hunderten erschlagen. Heute sind die weiblichen Tiere geschützt.
- Rückseite Gelbkopfamazone. Wie es der Name schon sagt, sind die Amazonenpapageien in den Urwäldern des tropischen Südamerikas verbreitet. Der Graupapagei dagegen bewohnt die Urwälder Westafrikas.

